

# Was ich mir wünsche, will ich nicht

Ambivalente Gefühle, Gegensätze und Differenzen auszuhalten und konstruktiv zu nutzen – das ist eine Lebensaufgabe. Ein Gespräch mit dem Soziologen Kurt Lüscher.

INTERVIEW ANUSCHKA ROSHANI

Es fängt gleich passend an, mit einem Hin und Her – dürfen wir uns, angesichts gerade rasant kletternder Fallzahlen, wirklich in Bern bei Kurt Lüscher, 85, treffen? Oder sollten wir lieber der Sicherheit den Vorzug geben und über Skype miteinander sprechen? Aber wäre das das Gleiche, bei einem doch so anspruchsvollen Gesprächsgegenstand wie der «Ambivalenz»?

Wir beschliessen, erst einmal zwei Wochen abzuwarten und dann neu, nach aktueller Lage, zu entscheiden – und wagen es schliesslich. Zum Glück, denn der gebürtige Luzerner hat als Professor der Soziologie an der Universität Konstanz jahrzehntelang über den Begriff geforscht und ruht auch seit seiner Emeritierung nicht. Und nun ist sein ambivalenter Blick auf die Wirklichkeit nötiger denn je: Wie lässt sich der Begriff der Ambivalenz für jeden Einzelnen von uns gewinnbringend auf die derzeitige Situation anwenden?

*Das Magazin: Herr Professor Lüscher, vor 110 Jahren, am 27. November 1910, war die Geburtsstunde des Begriffs Ambivalenz. Wie sah die aus?*

Kurt Lüscher: Nach allem, was wir wissen, ist es eine Worterfindung des Zürcher Psychiaters Eugen Bleuler, der das Burghölzli zu jener Zeit leitete. Er setzte sich mit dem Negativismus auseinander – mit einer Verhaltensweise, dass Menschen etwas tun, was sie eigentlich nicht tun möchten – und im Anschluss daran mit Dementia praecox, der vorzeitigen Demenz, eine sozusagen deprimierende Bezeichnung. Stattdessen führte Bleuler die Begriffe Schizophrenie und eben Ambivalenz ein. Darunter verstand er ein gleichzeitiges Hin- und Hergerissensein in Bezug auf das Fühlen, Denken und Wollen, mit dem indessen auch in einer guten, nicht krank machenden Weise umgegangen werden kann. Denn – und das ist eine zentrale Idee Bleulers – das Erleben und Erfahren von Ambi-





DAS MAGAZIN N°48 — 2020 BILDER — S. 18/19: MARKUS RAETZ, © 2020, PROLITTERIS, ZÜRICH. FOTOS: SIK-ISEA, ZÜRICH/PHILIPP HITZ; S. 20: CHRISTIAN LÜSCHER

DAS MAGAZIN N°48 — 2020

valenzen kann als Teil der *condition humaine*, des menschlichen Lebens verstanden werden.

**Bleuler verwendete den Begriff in einem Vortrag vor Fachleuten. Wissen Sie, wie das Publikum reagierte?**

Er stellte ihn erstmals öffentlich bei der «Ordentlichen Winterversammlung des Vereins schweizerischer Irrenärzte in Bern» vor – so nannte sich der Berufsverband zu jener Zeit. Es gab Reaktionen, etwa von C. G. Jung, damals Mitarbeiter am Burghölzli: Er nannte den Begriff eine wertvolle Bereicherung des psychiatrischen Begriffsschatzes. Er sollte mehr als recht bekommen, denn heute finden sich Wort und Begriff in der Alltagssprache und in zahlreichen wissenschaftlichen Disziplinen.

**Auch Bleulers Kollege Freud reagierte darauf.**

Ja, und bezeichnend dabei ist, dass Freud von «Ambivalenz» das erste Mal in einem Aufsatz über die Dynamik der Übertragung und in diesem Kontext von einem glücklichen Namen spricht.

**Übertragung ist ein Begriff Freuds, der das Verhältnis zwischen Therapeut und Patient beschreibt.**

Richtig, und das ist interessant, weil der Begriff da schon früh auf die Dynamik sozialer Beziehungen angewendet wurde. Das Phänomen der Übertragung geht einher mit der Frage, inwiefern der Therapeut sein eigenes Erleben im Gespräch mit seinem Patienten abrufen darf. Dahinter steht ein Verständnis sozialer Beziehungen, das wir Soziologen «doppelte Kontingenz» nennen. Das heisst, ich rede mit Ihnen, indem ich Ihnen nicht nur etwas sage, auf das Sie reagieren, sondern ich spreche mit Ihnen in Erwartung dessen, wie Sie möglicherweise darauf reagieren werden. Das bedeutet, dass ich schon eine Interpretationsleistung vornehme in dem, was ich Ihnen sage – und Sie genauso. Daher «doppelte Kontingenz», also wechselseitige Ungewissheit, weil auf beiden Seiten immer Zufälligkeiten und Unbestimmtheiten im Spiel sein können.

**Jeder heute kennt Freud, Bleuler kennen wohl nur die Fachleute. Was für ein Mensch war er?**

Es scheint nicht von ungefähr, dass er diesen Begriff entwickelt hat: Er war selbst ein Mann mit einer starken Disposition im Erleben von Ambivalenzen. Er schwankte bei seiner Studienwahl zwischen Medizin und Literatur; er wuchs in einem bürgerlich-ländlichen Milieu auf; er heiratete eine sehr gebildete Frau, die sich habilitieren wollte. Eindrücklich ist auch, dass er eine stark moralisierende Komponente in seinem Leben hatte, die sich vor allem in seinem vehementen Engagement gegen den Alkoholismus zeigte, zusammen mit seinem Mentor August Forel. Wie auch darin, dass Bleuler unglaublich einfühlsame Berichte über seine Patienten schrieb, in die er seine eigenen Erfahrungen einbezog – oder auch in dem Umstand, dass seine psychisch kranke Schwester in seinem Haushalt lebte.

**Er schöpfte den Begriff aus dem Umgang mit dem Pathologischen, für ihn und Freud war er relevant bei der Behandlung psychiatrischer Krankheiten.**

Die beiden standen in einem offenen, intensiven Austausch. Freud hat den Begriff primär in seiner therapeutischen Arbeit mit der Neurose weiterentwickelt, während Bleuler dies vor dem Hintergrund seiner Arbeit mit Psychosen tat. Aber beide erkannten die Fruchtbarkeit der Idee «Ambivalenz» für den grösseren Zusammenhang menschlichen Lebens. Es gibt die Interpretation, dass «Ambivalenz» eigentlich das Hintergrundthema bei Freuds Arbeiten wurde, auf unterschiedliche Weise und mit wechselnden Bedeutungen: so in seiner Triebtheorie, in seinen Arbeiten über die menschliche Entwicklung, in den Analysen von Kultur, Religion und Gesellschaft sowie den Vorschlägen zur psychoanalytischen Praxis. **Bleuler holte den Begriff dann in die Welt der Gesunden, indem er sagte, die Ambivalenz gehöre zum Erleben des gesunden Menschen. Umgangssprachlich ist der Begriff trotzdem nach wie vor negativ konnotiert. Wieso?**

Bleuler vertrat sinngemäss die Auffassung, krankmachend sei die Unfähigkeit, mit diesen Zwiespältigkeiten konstruktiv umzugehen. Dennoch gibt es bis heute dieses Spannungsverhältnis zwischen einem überwiegend negativen Verständnis von Ambivalenz in der Alltagssprache – als etwas, was unerwünscht ist – und demgegenüber einer Sicht, die ich vertrete: Ich sage, die Fruchtbarkeit dieses Begriffs liegt darin, dass er auf die Möglichkeit unterschiedlicher Umgangsweisen, auf das Denken in Alternativen verweist. Dass in dieser Dynamik des Hin und Her auch die Möglichkeit des Reflektierens liegt. Ambivalenzen verweisen überdies auf die Chance, dass ich zu einem besseren Verständnis meiner selbst kommen kann.

**Ambivalenz verweist also nicht nur auf Zwiespältigkeiten, sondern hat auch selbst zwei Seiten?**

Pointiert formuliert könnte man aus heutiger Sicht sagen: Es lassen sich letztlich zwei Weisen des Erfahrens und des Gestaltens von Ambivalenzen unterscheiden: eine konstruktive, aus der sich kreative Impulse zu neuen individuellen und gesellschaftlichen Handlungsweisen ergeben; und eine destruktive, die lähmt, die zu Vereinsamung, zu psychischen Störungen, zu Abschottung und Fundamentalismus führt.

**Sie sind Soziologe. Wie sind Sie selbst zur Ambivalenz geraten?**

Das geschah in den Achtzigerjahren an der Uni Konstanz in einem Projekt an unserem Forschungsschwerpunkt «Gesellschaft und Familie», worin es um die Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren geschiedenen Eltern ging. Seinerzeit dominierte in der Soziologie die Idee, die sich zum Teil bis heute hält: Generationenbeziehungen sind der Inbegriff von Solidarität. Man wollte damals zeigen: Ältere Menschen sind solidarisch mit den jüngeren, Alte üben somit nützliche Funktionen in der

Professor Kurt Lüscher: Nicht «Entweder-oder», sondern «Sowohl-als auch».

Gesellschaft aus. Die damals aufkommende Gerontologie bemühte sich um ein positives Verständnis von Altsein, und da ist Solidarität ein wichtiger Bestandteil, wobei aber die Schattenseiten ausgeblendet wurden, ebenso die Konflikte zwischen den Generationen. **Und das bedeutet?**

Wir stiessen auf Spannungen zwischen Nähe und Distanz der Generationen, zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit, letztlich zwischen Liebe und Hass – und umschrieben sie umgangssprachlich als ambivalent, beispielsweise die gegenseitige Fürsorge, die für die Beteiligten sowohl stützend als auch belastend sein kann, befreiend und übermässig bindend.

**Gilt das nicht für viele soziale Beziehungen?**

Wir können die Generationenbeziehungen als Prototyp menschlicher Beziehungen betrachten. Sie verweisen auf das grundsätzliche Angewiesensein der Menschen aufeinander, begründen Identitäten, entwickeln sich dynamisch und wirken oft über ihr Bestehen hinaus. In den Generationenbeziehungen erleben wir in besonders ausgeprägter Weise sowohl das Gemeinsame mit den anderen, mit den Mitmenschen – wie auch die Differenz zu ihnen.

**Auf diese ambivalente Weise erfahren wir also früh, wer wir selbst sind?**

Tatsächlich verweisen die Generationenbeziehungen auf eine Einsicht, die eigentlich schon bei Bleuler angelegt ist: Es bestehen Wechselwirkungen zwischen der Erfahrung von Ambivalenzen und der Entwicklung von Identität. Das lässt sich auch unter Bezugnahme auf die philosophische Anthropologie begründen, insbesondere jene von Helmuth Plessner, nämlich auf seine Denkfigur der exzentrischen Positionalität. Sie besagt sinngemäss, der Mensch vermag gewissermassen hinter sich selbst zu treten, kann sich selbst in seinem Verhältnis zu den Mitmenschen und seinen Lebenswelten sehen – und dabei immer wieder auch Zwiespältiges erkennen und erfahren. Oft sind wir Menschen nicht so, wie wir sein möchten, sind uns selbst sogar rätselhaft.

**Wie gingen Sie bei Ihrer Erforschung der Familiendynamik vor?**

Zunächst gebrauchten wir den Begriff relativ naiv – und fanden dann, wir sollten ihn besser mal im Duden nachschlagen. Da stiessen wir eben darauf, dass der Begriff zwar jung ist, aber das Phänomen eigentlich uralt. In der Soziologie wurde er unter Bezugnahme auf die Arbeiten von Robert K. Merton und Elinor Barber rezipiert: Die beiden analysierten Ambivalenzen in professionellen Beziehungen, etwa dass Ärzte – damals überwiegend Männer – gegenüber Patienten einerseits Empathie zeigen müssen, andererseits professionelle Distanz wahren. Das geschah in der damals beliebten Erforschung sozialer Rollen und der Einsicht: Wir alle spielen Rollen – aber wir haben auch die Möglichkeit der Rollendistanz. Dies lässt sich mit der Vorstellung von Ambivalenz verknüpfen.

**Können Sie erklären, was Sie heute genau unter «Ambivalenz» verstehen?**

In der Umgangssprache ist mit «Ambivalenz» häufig schlicht Zwiespältigkeit oder gar Unentschiedenheit gemeint. In meinem Verständnis geht es indessen um mehr, nämlich um die dynamische Erfahrung von Gegensätzen oder von grundsätzlichen Differenzen im Blick auf Menschen oder Dinge. Die Logik ist nicht jene des «Entweder-oder», sondern des «Sowohl-als-auch», das kürzer oder länger dauern kann. Dieses offene Hin und Her, das auch ein Zögern, ein Innehalten, ein Neuanfangen, ein Zweifeln beinhalten kann – ich spreche von einem «Vasillieren» –, erhält seine besondere Bedeutung, indem so die eigene Identität und jene des Gegenübers akzentuiert wird.

**Lässt sich das in einem Bild beschreiben?**

Eine recht gute Metapher ist, dass ich mir vorstelle, in einem Kanu einen Fluss hinunterzufahren – der Fluss zieht, und ich bin mal dem einen Ufer näher, mal dem anderen; zwischendrin gibt es Wirbel, die mich innehalten lassen; vielleicht kippe ich auch um und muss von vorn beginnen. Immer aber muss ich akzeptieren, ich bin mit meinem Kanu in den Fluss geworfen und muss achtsam sein, mir klarmachen: Ich bin im Fluss des Lebens, in der unausweichlichen Notwendigkeit des Handelns.

**Was ist das Gute daran, mir das Hin und Her bewusst zu machen und es zu akzeptieren?**

Die Idee der Ambivalenz kann zu einem lebensnahen, nicht von vornherein normativen Verständnis von Beziehungen zu Menschen und Dingen beitragen. Ob und wie das gelingt, hängt davon ab, ob ich konstruktiv oder destruktiv mit Ambivalenzen umgehe. Unter anderem ergibt sich so eine differenziertere Beschreibung dessen, was mit dem Schlagwort «Entschleunigung» gemeint scheint.

**Womit wir zur postmodernen Gesellschaft kommen. Ist die ein Nährboden für ambivalente Erfahrungen geworden – oder sprechen wir zu Unrecht von der Multioptionsgesellschaft, die an Eindeutigkeit eingebüsst hat? Zugleich zeigt sich, dass viele Menschen Mehrdeutigkeiten gar nicht zulassen wollen.**

Hier gilt es zu unterscheiden: Der Postmodernismus ist ja mehreres – eine Philosophie, eine Gesellschaftsanalyse, auch eine Theorie ästhetischen Handelns. Und die radikale Betonung von Pluralismus beförderte die Relativierung normativer Vorstellungen und problematisiert die Vorstellung einer persönlichen Identität. Damit wird ein Thema aufgegriffen, das schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts aktuell war – notabene die Zeit, in der der Begriff der Ambivalenz entstand! Der Begriff der Multioptionsgesellschaft, wenn ich ihn richtig verstehe, meint, dass die meisten Menschen hierzulande vor der Notwendigkeit stehen, in vielen Bereichen des Lebens unter zahlreichen Möglichkeiten des Handelns zu wählen. Viele sind davon überfordert. Auch das kann lebenspraktisch mit einer Infragestellung von Individualität einhergehen. In diesem Sinne gibt es eine Verwandtschaft zwischen den Begriffen im Blick auf die Frage, ob die

Vorstellung des einzelnen Menschen als Subjekt, als eigenständig handelndes Wesen, überhaupt noch tragfähig ist. Ebenso, ob die identitätsstiftenden, die grossen Erzählungen zur Geschichte der Menschheit noch gültig sind. Oder auch – Gedankensprung – worin die Autorenschaft eines Romans besteht.

**Dann zeigt sich also in der postmodernen Gesellschaft hinsichtlich Individualität einerseits eine Überbetonung von ihr, andererseits eine Überforderung durch sie?**

Darin liegt in der Tat ein wichtiger Widerspruch unserer aktuellen Lebenswirklichkeiten, womit Erfahrungen von Ambivalenz gewissermassen forciert werden. In dieser Situation zeigt sich das Bedürfnis nach Eindeutigkeit, auch und gerade im Blick auf Identität. Das zeigt sich in der Vorstellung, es gebe eine einzige richtige Art des Lebens oder – um auf Ihr Stichwort zurückzukommen – nur ein Verständnis von Identität. Vorab eine Identität, die sich auf eine Eigenschaft wie sexuelle Orientierung festlegen lässt – die alles andere dominiert. Oder die Unterordnung in eine nationale oder religiöse Identität. Daraus folgen zwei Identitätspolitiken: eine extrem individualistische und eine extrem kollektivistische.

**Die Identitätskultur feiert die Diversität, negiert letztlich aber das Gemeinsame, indem sie sich in Mikrostrukturen zersplittert. Welchen positiven Einfluss könnte die Erfahrung von Ambivalenz darauf nehmen?**

Der Rekurs auf Ambivalenz kann helfen, normative Vorurteile so weit wie möglich zurückzubinden. Natürlich sprechen und handeln wir immer auch wertend – aber wir können die Kriterien des Urteilens zur Sprache bringen. Als Beispiel möchte ich die britische Psychoanalytikerin Rozsika Parker mit ihrer Arbeit über Mutterschaft anführen, die eine differenzierte Darstellung der mannigfaltigen Ambivalenzerfahrungen von Müttern im Laufe der Geschichte dargelegt hat: Die besondere zivilisatorische Leistung von Müttern über die Zeiten hinweg besteht darin, die guten und unguuten Gefühle gegenüber ihren Kindern ausgehalten und kreativ gestaltet zu haben. Vereinfacht gesagt, Mütter haben ihre Kinder von jeher geliebt, mitunter aber auch gehasst. Jedoch haben Frauen immer wieder Wege gefunden, mit diesen Ambivalenzen in einer sozial konstruktiven Weise umzugehen, das heisst in einer Weise, die die Entfaltung der Persönlichkeit ihrer Kinder und ihrer eigenen ermöglicht.

**Ist dieses öffentliche Eingeständnis mütterlicher Ambivalenzen nicht recht jung? Eine Bewegung wie #RegretMotherhood ist nur wenige Jahre alt.** Sicher, der Diskurs ist eher jung, aber es ist zumindest plausibel, davon auszugehen, dass auch frühere Frauen das schon erlebt haben. Nehmen Sie beispielsweise Clara Schumann, die sicher Erfahrungen des Hin- und Hergerissenseins machte, in der Sorge um ihren oft kranken Ehemann sowie um ihre Kinder und dem

**GSELLA MACHT SICH EINEN REIM AUF ...**

**GENDERN**

Warum muss sich alles immer  
Immer alles ändern?  
Alles macht das immer schlimmer.  
Jüngstes Beispiel: Gendern.

Sportler\* (Sternchen)\_(Unterstrich)  
Innen: Sportler\*\_innen:  
Meiner Treu! Das reimt sich nich'!  
Nicht mal auf «gewinnen».

Auch «Studenten»: aus der Traum!  
Heute sinds «Studierende».  
Doch studierend war ich kaum;  
Ich hiess «der Pausierende».

Mir als Kenner\*\_in, nein: Kenner  
Könnt ihr also trauen:  
Schreib ich Herren, Chefs und Männer,  
Mein ich auch die Frauen.

THOMAS GSELLA

**Cozy November**

Online erhältlich onyva.ch

- 289.-
- 69.-
- 99.-
- 95.-
- 15.-
- 165.-
- 5.-
- 179.-
- 49.-
- 35.-
- 2.50.-

**onyva.ch**

On y va Zürich Zähringerplatz 15  
DINGS Zürich Zollstrasse 12  
DINGS Chur Goldgasse 23  
On y va Biel Bahnhofstrasse 3

DAS MAGAZIN N°48 — 2020

DAS MAGAZIN N°48 — 2020

Bedürfnis zu komponieren. Sie hat sehr vieles gleichzeitig gemacht und auf ihre Weise ein stimmiges Leben zu führen versucht. Doch es ist richtig, Elternschaft war lange kein dominantes Thema in öffentlichen Diskursen – obwohl man schon in den Geschichten der Antike und in der biblischen Geschichte Generationenambivalenzen ausmachen kann. Indem in #RegretMotherhood Mütter im Netz zugegeben haben, ihre Mutterschaft zu bereuen, wollen sie sich auf ihre Weise gegen die einseitige Idealisierung der Mutterrolle wehren.

**Halten wir Ambivalenzen heute schlechter aus als die Menschen früher? Das wird gern behauptet.**

Ich reagiere darauf in der Perspektive von Ambivalenz, denn sie ist ja ein analytisches Mittel gegen vorschnelle Generalisierungen. Ich würde nicht sagen, dass man sagen kann, wir sind heute weniger gewohnt im Umgang mit Ambivalenzen, sondern es gibt sowohl das eine wie auch das andere, also sowohl eine Abwehr von Ambivalenzen – unter dem Primat von Eindeutigkeit, von Effizienz, von Alternativlos, von Kompromissablehnung –, doch es gibt auch eine hohe Sensibilität dafür. Das zeigt sich etwa im Geschlechterdiskurs. In den Diskussionen über Transgender kommen ebenfalls Ambivalenzen zur Sprache: Es gibt Menschen, die sich bezüglich ihrer geschlechtlichen Identität nicht eindeutig festlegen wollen.

**Zurzeit hat das Lagerdenken überall auf der Welt zugenommen, die politische Polarisierung, die fundamentalistischen Positionen.**

Das zeigen die Diskurse deutlich. Wir sehen das eindrücklich bei den US-Wahlen, ebenso an den politischen Entwicklungen in Polen oder Ungarn. Demgegenüber kann man sagen, das Erleben von Ambivalenz gehört zur Demokratie. Weil es auf die Notwendigkeit verweist, nach gemeinschaftsfördernden Kompromissen zu suchen.

**Wie können wir persönlich einen konstruktiven Umgang mit Ambivalenzen entwickeln – das, was Sie als Ambivalenz-Sensibilität bezeichnen?**

Der erste Schritt ist, darauf zu achten: Wo sind Gegensätze, Differenzen im Spiel, und sind die wirklich so wenig miteinander verbunden, wie behauptet wird? Also eine Abwehr gegen die kleinen und grossen Fundamentalismen oder Radikalismen zu entwickeln. Der zweite Schritt besteht darin, die Ambivalenzen zur Sprache zu bringen. Dann folgt die Suche nach konstruktiven, sozial kreativen Formen des Umgangs damit.

**Politisch interpretiert, hiesse das, den Gegner nicht als unverbesserlichen Idioten abzutun, sondern mit ihm im Dialog zu bleiben?**

Jawohl. Vor einer pauschalen Abwertung sollte man warnen und stattdessen im Dialog bleiben – zumindest soweit eine Chance besteht, Reziprozität zu erfahren, soweit also die Gegenseite ebenfalls Bereitschaft zu erkennen gibt. Im Weiteren kann ich meine

Ambivalenz-Sensibilität fördern, indem ich mich auf alle kulturellen Äusserungen einlasse, in denen alternative Lebensmöglichkeiten oder -gestaltungen ausgelotet werden, also in der Beschäftigung mit Literatur, mit Kunst, mit fremden Ideen. Ich habe es selbst gemerkt bei meiner Achtsamkeit für Ambivalenzen in der zeitgenössischen Musik: dass ich allmählich hellhörig werde für abrupte Übergänge, für Dissonanzen. Die ich nicht störend finde, weil ich mich von meiner Orientierung an einem harmonischen Hören löse. Doch die Sensibilität für Ambivalenzen kann man auch aktivieren, indem man in alltäglichen, beruflichen Situationen darauf achtet, wo hinter vermeintlicher Eindeutigkeit ein suchendes Zweifeln im Spiel ist.

**Meint Ambivalenz dann konkret, sich gegen die eigene Selbstgerechtigkeit zu verwahren, gegen die im eigenen Kopf zementierten Bilder?**

Man kann es mit einem Modewort beschreiben, dem der Herausforderung: Ich muss aus mir heraustreten, und ich bin gefordert, a priori eine Offenheit gegenüber alternativen Lösungen zu zeigen. Eben nicht apodiktisch «Entweder-oder», «Hier und jetzt». Sondern suchend: «Sowohl-als auch» – was und wo sind Alternativen?

**Verstehe ich es richtig, dass das Erleben von Ambivalenz sich immer abspielt zwischen zwei Polen, zum Beispiel «Ich» und «der andere» – und geht es dann vor allem um mein Vermögen, eine Brücke zu schlagen, indem ich das Verbindende beider Pole stärker betone als das Trennende?**

Heute wird Differenz oft absolutiert. Dabei muss man sich vergegenwärtigen: Differenz beinhaltet immer auch einen Rekurs auf eine Gemeinsamkeit – von dem aus das Differente bestimmt wird. Das ist zum Beispiel elementar im Geschlechterdiskurs; die Differenz zwischen Geschlechtern erfordert die Vorstellung des Gleichseins als Mensch. Männern und Frauen gemeinsam ist ihre Menschlichkeit.

**Können Sie ein anschauliches Beispiel für einen konstruktiven Umgang mit Ambivalenzen geben?**

Ein Phänomen voller Ambivalenzen ist das Erben. Es ist in gewisser Weise das letzte Familiengeheimnis. Übers Erben spricht man zu Lebzeiten selten. Vom Gesichtspunkt des Erblassers aus stellt sich die Frage: Soll ich alle meine Kinder gleich teilhaben lassen, oder soll ich die relative Bedürftigkeit einzelner Kinder beziehungsweise meine Beziehung zu ihnen gewichten? Soll ich individuelle Wünsche berücksichtigen, oder gilt es, eine Familientradition zu wahren? Das wird meist allein im stillen Kämmerlein bedacht und ist insofern für den Erblasser ambivalenz- und konfliktträchtig, natürlich auch für die Erben. Das Zeremoniell der Eröffnung des Testaments – das handgeschrieben sein muss, ähnlich einem Brief, der mehr oder weniger rituell geöffnet wird – zeigt, wie sehr Ambivalenzen mit Geheimnissen zusammengehen. Aber: Ein Geheimnis schliesst immer jemanden ein und jemanden aus.

**Was wäre demnach eine bessere Art des Vererbens?**

**Die besondere zivilisatorische Leistung von Müttern über die Zeiten hinweg besteht darin, die guten und unguuten Gefühle gegenüber ihren Kindern auszuhalten und kreativ zu gestalten.**

Ich plädiere dafür, dass, wenn immer möglich, über testamentarische Verfügungen unter allen Beteiligten gesprochen wird. Darin sehe ich einen konstruktiven Umgang mit den Ambivalenzen des Erbens, sie als Erstes zur Sprache zu bringen, dann die Fixierung auf die materiellen Aspekte zu relativieren und ebenso sehr die ideellen Aspekte zu thematisieren: Welche Bilder sprechen wen an, welche Gegenstände tragen dazu bei, das Familiengedächtnis aufrechtzuerhalten? Es gilt also alle Beteiligten aktiv in die Gestaltung dieses Rituals einzubeziehen, statt autoritär über Einzelne hinweg zu bestimmen.

**Führt eine lang andauernde Ambivalenz-Erfahrung stets zu Zerrissenheit?**

Öfter, etwa bei der Pflege von Angehörigen, führt sie tatsächlich auf Dauer zu einem belastenden Hin- und Hergerissensein, vornehmlich der Frauen: zwischen eigener Lebensentfaltung und der moralischen Verpflichtung gegenüber Mutter oder Vater. Der Eintritt in ein Pflegeheim kann unerträgliche Ambivalenzen mindern oder sogar davon befreien.

**Machen wir einen Abstecher zur Kunst: Dort finden sich viele Ambivalenzen – in der Literatur, der bildenden Kunst und Musik.**

Das ist in der Tat ein weites und in gewisser Weise altes Feld. Hier zeigt sich, dass das Phänomen lange vor dem Begriff bekannt war, jedoch auf andere Weise umschrieben wurde, beispielsweise mit dem Begriff der Ambiguität, also der Mehrdeutigkeit. Darauf machte übrigens schon Bleuler aufmerksam. Das Er-

kunden dessen, was auch denkbar oder möglich ist, die damit einhergehende Offenheit und Mehrdeutigkeit, der Verstoß gegen Konventionen, das Spiel mit Widersprüchen – diese und andere Elemente können dazu dienen, einerseits Ambivalenzen darzustellen und andererseits ihre Erfahrung zu stimulieren. Darum ist die These naheliegend: Das gekonnte Spiel mit Ambivalenzen ist ein Aspekt, der die Eigenart eines künstlerischen Werks, eines Œuvres prägt und mittelbar auf die persönliche Identität der Person verweist, die es geschaffen hat. Wir haben in einem interdisziplinären Projekt versucht, das am Beispiel der Ambivalenzen des Dichters Robert Walser herauszuarbeiten. Daran lässt sich eine zweite These anfügen: Die solchermassen zum Ausdruck kommende Ambivalenz-Sensibilität findet ihr Gegenstück in der Sensibilität für Ambivalenzen derjenigen, die einen Roman lesen, ein Bild betrachten oder ein Musikstück hören.

**Das heisst, die Ambivalenz wird vom Künstler transzendiert – und dann auch von seinem Leser, Zuhörer oder Bildbetrachter. Demzufolge kommt auch das Geniessen von Spannungsfeldern einem künstlerischen Prozess gleich?**

Ich störe mich etwas am Wort Genuss, das ist mir fast zu egozentrisch – mir ist Faszination lieber: das Anziehende. Weil beim Faszinieren auch das Gegenüber präsent ist. Das ist schon vom Wort her dynamisch, Geniessen dagegen evoziert für mich die Vorstellung von Vereinnahmungen, von Selbstbezogenheit. Die Ambivalenzen des Ästhetischen hingegen regen auf und regen an, provozieren die aktive Reflexion seiner selbst.

**Gerade in Kunstwerken ist die Melancholie sehr verbreitet; die Bilder des Malers Edward Hopper etwa scheinen von Melancholie durchdrungen. Die gilt als ein höchst ambivalentes Gefühl – warum?**

Es gibt Menschen, die sind melancholisch gestimmt; das ist ihre ambivalente Art des Daseins. Eine Wurzel von Melancholie ist die stete Unzufriedenheit mit sich selbst. Die Erfahrung, dass man Ambitionen nicht verwirklichen kann. Das Eingeständnis, dass man doch nie ganz selber der oder die werden kann, der oder die man sein möchte. Und sich darin durch Begegnungen mit seinen Mitmenschen bestätigt zu fühlen.

**Trotzdem hat die Melancholie ja auch eine gewisse Schönheit: Sie ist so etwas wie eine süsse Traurigkeit.** Ja, weil sie von einem gewissen Moment an zu einem Bestandteil meiner selbst wird, den ich als einen meiner Charakterzüge akzeptiere. Wenn die Erfahrung von Ambivalenzen auf Erfahrungen des Selbst verweist – dann charakterisiert der Umgang damit in grösserem oder geringerem Mass die Persönlichkeit. Dies stützt die Vorstellung, dass Identität immer wieder neu zu er-leben ist. Oder um es in der Begrifflichkeit von Judith Butler auszudrücken: die immer wieder neu einzuschreiben ist. Als etwas, was ich im Dis-

kurs mit mir selbst ebenso wie mit anderen immer wieder zum Ausdruck bringen kann und wohl auch zum Ausdruck bringen muss.

**Ambivalenz impliziert den Umgang mit Ungewissheit, mit Unwägbarkeiten. Dieser sind wir durch Corona nun extrem ausgesetzt. Und die ertragen wir alle ziemlich schlecht: Bei der ersten Welle hielten wir sie noch besser aus, wir konnten der Situation vielleicht sogar etwas abgewinnen. Jetzt ist die Ungewissheit schwerer erträglich geworden, weil sie bereits länger dauert – und wir nicht wissen, wie lange der böse Spuk noch dauern wird.**

Das stimmt, Corona schafft viele Ungewissheiten und löst damit viele Ambivalenzen aus: Viele Menschen werden unsicher, aber auch offen für neue Optionen. Es gibt von dem Kommunikationswissenschaftler Paul Watzlawick ein geflügeltes Wort: Wir können nicht *nicht* kommunizieren. Und ich übertrage das jetzt auf unsere Situation: Wir können nicht *nicht* handeln. Wir müssen handeln. Deswegen dominiert dieser Umgang mit den grossen Ambivalenzen, mit der schicksalhaften Ungewissheit einer Pandemie, natürlich die Aufmerksamkeit.

**Doch was heisst das im Alltag?**

Als Metapher: Das Virus entfaltet sich nicht nur in den Körperzellen, sondern auch in den Zellen unserer Sozialität. Corona stellt das Selbstverständliche infrage: Alles scheint aus den Fugen geraten, brüchig. Das zeigt sich auch und gerade im Alltag. Was mir selbst gemeinsam mit anderen fraglos verständlich ist, scheint unsicher. Ich erlebe mich selbst – nicht unbedingt ständig, aber doch in vielen Situationen – anders als vorher und anders, als ich es will oder möchte. Corona verstärkt angesichts der Unwägbarkeiten meine Ambivalenzerfahrungen und damit die Fragilität meines, unseres Selbst. Unter diesen Bedingungen bekommen dann die kleinen Dinge des täglichen Lebens neue Bedeutungen, ein neues Gewicht, auch und gerade dafür, wer wir sind. Deshalb sind die Gesten gegenseitiger Hilfe und Anteilnahme, die Versuche, den neuen Alltag «trotz allem» zu bewältigen, ungemein wichtig. Sie zeugen von Versuchen eines konstruktiven Umgangs mit neuartigen Ambivalenzerfahrungen.

**Braucht es dafür vor allem unser aller Grundvertrauen in das, was uns «trotz allem» verbindet?**

Genau, wir brauchen die wechselseitige Verlässlichkeit mit anderen. Das verweist auf eine aktuelle Tugend. Zum Beispiel indem ich mich darauf verlassen konnte, dass Sie alle Schutzmassnahmen treffen, damit wir unser Gespräch persönlich führen können.

**So betrachtet, ist der Vorschlag alter Menschen, lieber an Covid zu sterben, als die Betten auf der Intensivstation für jüngere Covid-Erkrankte zu blockieren, viel zu wenig anerkannt worden.**

Ja, denn ich muss nicht nur eine Sensibilität für Ambivalenzen entwickeln, auch eine Achtsamkeit für all die vielen grossen und kleinen Versuche, ungeachtet

aller Ambivalenzen sich gegenseitig zu respektieren. Weil Ambivalenz Grundbedingungen des Menschseins betrifft, sich also in allen Lebensfeldern findet, verstehe ich es als eine Art Brückenkonzept. Einsichten und Erfahrungen können wechselseitig fruchtbar gemacht werden, eben beispielsweise zwischen Kunst und Alltag.

**Aber auch auf den anderen Part im Generationenvertrag hat man sich während des Lockdowns immer wieder berufen: nämlich darauf gepocht, dass die Jungen durch umsichtiges Verhalten die Alten zu schützen haben.**

Sie haben völlig recht, man muss bedenken: Ambivalenz hat immer auch etwas zu tun mit Macht und Herrschaft. Wenn ich meine, mich in meiner Gruppe so organisieren zu können, dass ich alle Regeln missachten kann – dann ist es ein Stück weit auch eine Machtdemonstration. Corona-Leugner lehnen sich gegen die vermeintliche Macht staatlicher Organe auf, so wie gegen jene der Medizin. Insofern können bestimmte Umgangsformen, die wir gerade beobachten, als eine radikale Abwehrhaltung gedeutet werden.

**Und welche Rolle spielt ein ambivalenter Einsatz von Macht, wenn es um die medizinische Triage geht?**

Die Triage zeigt mittlerweile einen konstruktiven Umgang mit Ambivalenzen, indem die Zuständigen von der rigorosen Bindung an die Altersregel abgerückt sind. Indem sie sagten, nein, wir entwickeln jetzt eine differenziertere Triage. Wir können auch sagen – und damit schliesst sich gewissermassen der Kreis unseres Gedankenaustausches: Die medizinische Triage konfrontiert uns mit ihrem ganzen moralischen Gewicht mit der stärksten Ambivalenzerfahrung unseres Daseins, die bereits Freud zur Sprache gebracht hat – jener zwischen Leben und Tod. DM